

Victoria Hegner

Umbruchsituationen

Die Fachentwicklung in der Europäischen Ethnologie/
Kulturanthropologie nach 1989

Victoria Hegner

Situations of Upheaval. The Development of the Subject European Ethnology/Cultural Anthropology after 1989

Abstract: In situations of social upheaval, the cultural, political and social situatedness of science and scientific practice emerges in a condensed manner. Dealing with this enables particularly insightful academic self-reflection. In European Ethnology, the reappraisal of the scholarly caesura caused by the Nazi regime was dealt with early on; the revision of the discipline at the beginning of the 1970s, as a consequence of the countercultural movement of the time, is also firmly anchored in disciplinary memory. However, the fall of the Berlin Wall and the unification of Germany, with their consequences for the (re)formation of knowledge and disciplinary knowledge culture in (German-speaking) European Ethnology/Cultural Anthropology, have been largely ignored. Against this background and by combining archival source studies with biographical as well as thematic interviews with protagonists of the time, the present article takes a research-oriented look at the historical developments of the discipline after 1989. It is interesting how, as a result of the fall of the Berlin Wall and the clash between East and West German colleagues, it was struggled for the development of the discipline and its thematic-analytical and social new interpretations. The aim of this study is to create another surface for the reflection on how social upheaval in the field of science continues to have an effect and what specific knowledge emerges from it. In addition, it is a matter of concern to open up the ongoing German-German process of understanding, which is accompanied by strong reservations, more broadly.

Keywords: History of science, development of the subject, fall of the Berlin Wall, GDR, upheaval, historical ethnography

Es gibt ein Ereignis in meiner wissenschaftlichen Sozialisation als Europäische Ethnologin bzw. Kulturanthropologin, das vergleichsweise kurz und in seiner geringen Dauer eigentlich zum Vergessen geeignet ist. Aber es hat sich mir eingebrannt, wie man gemeinhin sagt, um die Intensität einer Erfahrung besonders anschaulich zu machen. Es formte meine Sicht auf das Fach nochmals neu, und es führt die Bedeutsamkeit seiner Geschichte für dessen kognitive Identität, die sich mit Wolf Lepenies stets aus gesellschaftlichen Konstellationen ergibt, wirkmächtig vor Augen (Lepenies 1981: I). Hier kommt diese kleine Episode:

Um Studierende einer Lehrveranstaltung im Sommer 2016 für die Wissenschaftsgeschichte zu begeistern, hatte ich eine Gesprächsrunde zu den durch die historische Zäsur des Mauerfalls bedingten Umbrüchen im Fach geplant. Dazu aktivierte ich eigene biografische Ressourcen. Ich hatte in den 1990er Jahren das Studium der Europäischen Ethnologie, damals noch Ethnographie¹ genannt, in Berlin aufgenommen und einige Jahre darauf auch abgeschlossen und kannte die für diese Zeit wichtigen Protagonist*innen des Faches persönlich. Die Gästeliste stellte nach meiner Auffassung eine gute Balance zwischen Zeitzeug*innen „Ost“ und Zeitzeug*innen „West“ dar. Alle Eingeladenen hatten ihr Kommen wenngleich zögernd so doch freundschaftlich zugesichert. Aber nur wenige Stunden vor dem Zusammentreffen begann sich eine Person nach der anderen zu entschuldigen. Schließlich hatten sich von einstmalen sieben noch zwei Gesprächspartner*innen eingestellt, wobei sich der eine gleich zu Beginn der Runde wieder verabschiedete: Wir hätten ja jemanden zum Reden. Das Ereignis gestaltete sich – wie angedeutet – entsprechend kurz und sehr viel kürzer als geplant.

Später nahmen mich einige ursprünglich Eingeladenen zur Seite oder schrieben mir: dass ich verstehen müsse, dass man „darüber“ zu reden unbedingt bereit sei, aber dann doch vorerst das Einzelgespräch bevorzuge. Es zeigte sich dabei – und so hatte ich es nicht erwartet – wie sehr auch drei Jahrzehnte nach der Auflösung der DDR und den damit verbundenen Umbrüchen der Wissenschaftslandschaft und des Faches der gemeinschaftliche Austausch hierüber von Ambivalenzen begleitet wird und dass eine versuchsweise vereinte Produktion von Narrativen kaum möglich ist. Die Aufforderung „ich müsse das verstehen“ schaffte eine Irritation, die Ausgangspunkt der folgenden wissenschaftshistorischen Erkundung ist. Ganz im Sinne eines ethnografischen Zugangs verschafft die eigene Befremdung Distanz, um sich aus der historischen Vertiefung heraus der Problematik eines deutsch-deutschen Verständigungsprozesses anzunähern und für die Gegenwart – entsprechend der Maßgabe der Akteur*innen – dann doch zu *verstehen* und verständlich werden zu lassen.

Fachgeschichte in der Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie: Ihre methodischen Potenziale und die Problematik der Forschung im „eigenen Feld“

In der Europäischen Ethnologie haben sich Fachvertreter*innen seit den 1960er Jahren – in der DDR seit den 1950er Jahren – immer wieder mit der Aufarbeitung der Zäsuren durch die NS-Herrschaft im damals Volkskunde genannten Fach befasst.²

- 1 Für die historische Fachbezeichnung verbleibe ich in der Schreibweise *Ethnographie*. Wenn ich auf die gegenwärtigen Methoden bzw. analytischen Herangehensweisen Bezug nehme, bediene ich mich der gegenwärtig geltenden Schreibweise: *Ethnografie*.
- 2 Z.B. Steinitz 1953; Bausinger 1965: 177–204; Emmerich 1968; Gerndt 1987; Bönisch-Brednich 1991.

Mit den folgenden Ausführungen soll exemplarisch eine weitere Reflexionsfläche dafür geschaffen werden, wie mit historischen Umbrüchen im wissenschaftlich-universitären Feld umgegangen wurde und welche komplexen Verflechtungen sich dabei zwischen Gesellschaft und Wissenschaft ergaben und sedimentierten.

Meine Betrachtungen durchzieht dabei die Frage, wie infolge des Mauerfalls und des Aufeinandertreffens von ost- und westdeutschen Kolleg*innen im Fach um dessen Entwicklung und seine thematisch-analytischen und sozialen Neusetzungen gerungen wurde. Wie ging man in dieser Umbruchszeit damit um, dass der ausgerufene „demokratische Erneuerungsprozess“ der DDR-Wissenschaften, der laut den Empfehlungen des Wissenschaftsrats auch der alten Bundesrepublik die Chance bot, „selbstkritisch zu prüfen, inwieweit Teile des Bildungs- und Forschungssystems der Neuordnung bedürfen“ (Wissenschaftsrat 1990: 6), von hochgradig asymmetrisch verlaufenden Machtverhältnissen gekennzeichnet war: Er stellte die Wissenschaftler*innen aus der ehemaligen DDR zumeist vor die administrative „Abwicklung“³ und damit existenzielle Hinterfragung eigener wissenschaftlicher Leistungen. Den Wissenschaftler*innen der Bundesrepublik wiederum bot er unverhoffte akademische Berufsperspektiven. Wie also bestimmte diese gesellschaftliche Machtverteilung die wissenschaftliche und soziale Praxis?

Der grundierende theoretische Gedanke meiner Auseinandersetzung – die gesellschaftliche Kontextabhängigkeit und die soziale Funktion von Wissenschaft – ist analytisch nicht neu. Vielmehr folge ich langetablierten soziologischen und wissenschaftsanthropologischen Überlegungen.⁴ Jüngste Forschungen zur volkscundlichen Wissensproduktion im 19. und 20. Jahrhundert haben das konzeptionelle wie begriffliche Repertoire der Wissen(schaft)sforschung nochmals entscheidend aufgefächert. Studien, wie jene von Karin Bürkert zur Tübinger Fastnachtforschung in den 1960er Jahren oder von Lioba Keller-Drescher zur Etablierung der Volkskunde als Wissenschaft in Württemberg sowie Sabine Imeris Untersuchung über volkscundliche Wissenschaftsvereine in Berlin um 1900, stellen nicht nur die soziale Konstruiertheit wissenschaftlicher Erkenntnis heraus und den Anteil, den daran auch Institutionen und Einzelpersonen jenseits von Universitäten und wissenschaftlichen Forschungseinrichtungen haben (Bürkert 2015; Keller-Drescher 2017; Imeri 2019). Sie lenken zudem die Aufmerksamkeit auf die lokale Gebundenheit und Heteroge-

3 Die „Abwicklung“ gestaltete sich in den neuen Bundesländern unterschiedlich. Sie erfolgte auf Grundlage des Art.13 des Einigungsvertrages („Übergang von Einrichtungen“). Zumeist beschreibt die „Abwicklung“ einen Prozess, bei dem die Landesregierungen Verträge von Universitätsmitarbeiter*innen, die in besonders ideologiebelasteten Fachbereichen tätig waren, zu einem bestimmten Datum ohne Kündigung auslaufen ließen. Fachbereiche konnten vollständig geschlossen werden. Es erfolgten auch – abgemildert – grundlegende Umgestaltungen: Professor*innen konnten nur ihre Stellen behalten, wenn sie sich in einem Berufungsverfahren nach dem Prinzip der Bestenauslese durchgesetzt hatten.

4 Z B. Latour/Woolgar 1979; Knorr-Cetina et al. 1980; Lepenies 1981; Merton 1981: 15–74.

nität wissenschaftlichen Wissens und wissenschaftlicher Praxis. Mikrohistorisch auf die alltägliche Routine und soziale Kommunikation konzentriert, zeichnen sie nach, wie sehr sich Wissenschaftspraxis an übergreifende gesellschaftliche Strukturen und Kontexte koppelt und durch diese spezifisch modelliert wird. Doch die Wechselbeziehung wirkt keineswegs so determinierend, linear und vereinheitlichend, wie dies in wissenschaftstheoretischen Betrachtungen mitunter erscheint. Vielmehr werden im Zusammenwirken von übergreifenden Strukturen und wissenschaftlicher Praxis immer auch spezifische Frei- bzw. Möglichkeitsräume eröffnet – also Denk- und Handlungsoptionen geschaffen, die als Ressource aufgegriffen werden können, aber die zugleich nicht zwingend sind. Lioba Keller-Drescher hat in diesem Zusammenhang den Begriff der „Gelegenheiten“ analytisch fruchtbar gemacht. Damit fasst sie, „was zwischen Zufall und Notwendigkeit liegt, was also weder nur das Ergreifen des Kairos (der günstige Augenblick) noch pure Strategie und Planung ist“ (Keller-Drescher 2017: 9). Diesen Überlegungen folgend, geht es mir in meinen Betrachtungen der Entwicklung im Fach infolge des Mauerfalls darum, diese historische Situation als einen Moment von größtmöglichen Gelegenheiten für die inhaltlich-analytische Fortschreibung und Innovation des Faches zu thematisieren: Gelegenheiten, die genutzt wurden, die aber auch verstrichen oder in der Umsetzung scheiterten. Nicht immer wurde dabei einem klaren Kalkül gefolgt, und doch begannen sich Strukturen, „die aus Handlungsmöglichkeiten, aber auch aus Personen, Machtkonstellationen und letztlich aus Diskursen bzw. aus den sich ergebenden Nachfragen nach spezifischem Wissen“ (Keller-Drescher 2017: 311) bestehen, zu etablieren. Der gesellschaftliche Moment des Umbruchs erweist sich in diesem Zusammenhang als ein kompliziertes Bündel sozialer wie politischer Lagen, die wirkmächtig diese Strukturen formten, dabei aber auch instabil bzw. brüchig waren. Dies gilt es im Folgenden mit hervortreten zu lassen.

Methodisch bediene ich mich der historischen Ethnografie und greife damit auf eine zentrale Kompetenz unseres Faches zurück. Gegenüber gerade auch struktur- und sozialgeschichtlichen Zugängen, die in bisherigen Analysen zu den Auswirkungen des Mauerfalls auf das Wissenschaftssystem in der Bundesrepublik dominieren (z. B. Kocka/Mayntz 1998; Pasternack 1999, 2016), verfügt die Ethnografie über das Potenzial, dass sie besonders nah an die konkreten Handlungs- und Wahrnehmungsweise der einzelnen Menschen heranrückt, um aus der individuellen Handlungslogik der Akteur*innen heraus historische Kontexte, Strukturen und Bedeutungen zu rekonstruieren und zu verstehen.⁵ In diesem Zusammenhang fungiert ein ethnografischer Zugriff als ein wichtiges analytisches Korrektiv gegenüber eher universalisierenden Annahmen und so als ein Gegengewicht zur Homogenisierung von Formen wissenschaftlichen wie gesellschaftlichen Wissens (Herzfeld 2001: 5–19).

5 Z.B. Isaac 1980: 43–61; Maase 2001: 255–271; Fenske 2006: 151–177; Keller-Drescher 2007: 57–68; Wietschorke 2010: 197–224.

Gewiss ist der historisch-ethnografische Zugriff auf Vergangenheit und so auch auf Wissenschaftsgeschichte in der Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie eine methodisch-epistemologische Selbstverständlichkeit. Studien zur Fachgeschichte seit 1945 haben in dieser Weise die Entwicklungen in der Bundesrepublik wie auch der DDR vermehrt in den Blick genommen.⁶ Die Auswirkungen, die der gesellschaftliche Umbruch von 1989 auf das Fach und seine inhaltlich-theoretischen Setzungen hatte, und die Frage, wie sich in dieser Situation „Ost-“ und „West“-Kolleg*innen begegneten, bleiben dabei thematisch randseitig, was die wissenschaftsgeschichtliche Sensibilität, die dieser jüngeren Vergangenheit innewohnt, spiegelt. Ute Mohrmann und Leonore Scholze-Irrlitz wie auch Wolfgang Kaschuba haben die Situation nach der „Wende“⁷ 1989 im (ostdeutschen) Fach in ihren Abläufen durchaus instruktiv dargestellt, doch dies eher im Modus eines Überblicks und der autobiografischen Reflexion denn als historisch-ethnografische Nahaufnahme (Kaschuba/Scholze-Irrlitz 2012: 423–438, bes. 432–434; Mohrmann 1991: 18–23, 2005: 195–210, 2018). Die Dissertation von Teresa Brinkel (2012) zur volkskundlichen Wissensproduktion in der DDR ab 1950 bietet hier eine erste multiperspektivische Annäherung. Doch auch Brinkel betont, wie fragmentarisch und vorläufig diese bleibt. Um die Neu- und Umstrukturierungen der Wissenschaften in der DDR am Ende der 1980er Jahre und später in den neuen Bundesländern darzustellen, kommen in Brinkels Studie vor allem ostdeutsche Fachkolleg*innen eingängig zu Wort: Ihre Deutungsmuster zur damaligen Situation stehen im Mittelpunkt. Die dabei gebotenen Einsichten sind profund und dienen als zentraler Ausgangspunkt der vorliegenden Betrachtung. Von hier soll der Blickwinkel noch stärker auf die konkrete Interaktion zwischen „Ost“ und „West“ in der Phase der versuchten gemeinschaftlichen Neugestaltung des Faches gelenkt werden und darauf, von welchen Ambivalenzen dieses Unterfangen getragen wurde. Welche Erfahrungen und Wünsche, aber auch Bedenken und Enttäuschungen wurden dabei auch auf der westdeutschen Seite reflektiert? Welchen Handlungszwängen und Dilemmata erlag man? Welche Gelegenheiten wurden ergriffen? Und wie wurde die Situation von der Studierendenseite wahrgenommen, welche generationsbedingten Unterschiede gab es hier womöglich?

Wenn ich dies zu beantworten versuche, um auf diese Weise die Auswirkungen des Mauerfalls und der folgenden staatlichen Einheit auf das Fach in ersten Ansätzen nachzuzeichnen, so greife ich zum einen auf schriftliche Quellen zurück. Ich nutze hier Überlieferungen politisch-administrativer Art, vor allem die Sitzungsakten akademischer Senate und der Zentralen Personal- und Strukturkommission (ZPSK) der Humboldt-Universität zu Berlin aus den frühen 1990er Jahren, die im Universitätsarchiv der Humboldt-Universität (UAHU) lagern. Zudem wird auf private und

6 Vgl. Dietzsch 2004; Koffer 2008; Dietzsch et al. 2009; Kühn 2007, 2015; Ege et al. 2015.

7 „Wende“ ist dabei ein Begriff, der aus den betreffenden Veröffentlichungen stammt und bereits in Anführungsstrichen gesetzt ist. Siehe Kaschuba/Scholze-Irrlitz 2012: 432.

dienstliche Korrespondenzen von Professor*innen der späten 1980er und frühen 1990er Jahre zurückgegriffen. Diese sind erstmalig als Vorlässe zugänglich gemacht worden und systematisch im Archiv der Landesstelle für Berlin-Brandenburgische Volkskunde (ALBBV) aufgenommen. Zum anderen nutze ich sieben Zeitzeug*innen-Interviews, die Teresa Brinkel im Rahmen ihrer Dissertation geführt hat und die mir zur Verfügung gestellt wurden. Diese werden durch selbst vorgenommene themenzentrierte Gespräche mit weiteren neun Protagonist*innen ergänzt.

Insbesondere für Protagonist*innen aus der DDR stellte der Umstand, dass ich in Ostdeutschland geboren wurde und dort bis ins junge Erwachsenenalter hinein aufwuchs, ein wichtiges Moment sozialer Nähe dar. Die Herkunft ist prägend, und ihr habituell zu entfliehen ist nicht leicht. Doch um es mit der Schriftstellerin Annett Gröschner zu sagen: „Die Ostlerin in mir ist im Laufe der Jahre geschrumpft“ (Gröschner 2009). Meine gesamte fachliche Prägung habe ich in der Bundesrepublik, in den USA und Kanada erhalten. Die Kategorien „Ost“ versus „West“ spielen für mein eigenes Selbstverständnis vor allem durch Zuweisungen anderer eine Rolle. Soziale Verschiebungen ergeben sich hier kontextuell.

Doch so sehr die herangetragenen und eigenen „Ost-West“-Identifizierungen in der wissenschaftshistorischen Auseinandersetzung beachtet werden müssen, so ist doch die grundlegendere Frage, die sich hier stellt, jene nach der „Loyalität“ gegenüber den Beforschten. Sie erweist sich bei der Forschung im „eigenen“ Feld als besonders sensibel. In diesem Zusammenhang und um die soziale Integrität der einzelnen Protagonist*innen zu schützen, habe ich mich für eine konsequente Anonymisierung entschieden. Ausgenommen sind davon lediglich bereits verstorbene Personen.⁸ Wie die Erfahrungen zeigen, sind im Umgang mit Ethnografien, die sich dem Feld der Wissenschaft in gegenwartsorientierter oder zeitgeschichtlicher Perspektive zuwenden, Rezipient*innen stets besonders daran interessiert zu wissen, über wen genau gesprochen und wer gerade zitiert wird. In seinem Buch „Homo Academicus“ hat Pierre Bourdieu die Leser*innen seines Werkes daher etwas hart als potenzielle Denunziant*innen bezeichnet und seine Daten streng codiert (Bourdieu 2018: 32; Dressel/Langreiter 2003). Damit wollte er der Gefahr vorbeugen, dass Beschreibungen zu sehr als Anekdoten und „reizvolle Enthüllungen“ verstanden werden und dass den Einzelnen, die man durch die Benennung sichtbar macht, „Einflüsse und Wirkungen zugeschrieben werden, die in Wirklichkeit durch die Gesamtstruktur des Feldes verursacht sind“ (Bourdieu 2018: 35).

Freilich ist eine Anonymisierung nie vollständig realisierbar.⁹ Gerade in einem „kleinen“ Fach wie der Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie, wo gewisser-

8 Dies betrifft Wolfgang Jacobeit. Er hat bereits zu Lebzeiten offen über seine biografischen Erfahrungen in der Wissenschaft und sein „Ost-West-Grenzgänger-Dasein“ reflektiert: Jacobeit 2000.

9 (Zeithistorische) Ethnografien im Bereich der Wissenschaftsforschung, insbesondere in jenen, in denen politisch kontroverse Thematiken angesprochen werden, nehmen durchgängig eine Anony-

maßen „jede*r jede*n kennt“, sind anonymisierte Beschreibungen und Analysen schwierig und erscheinen oft abwegig („wo man doch weiß, um wen es geht“).¹⁰ Doch auch wenn im Folgenden Einzelpersonen womöglich schnell zu identifizieren sind, halte ich an dem Weg der Anonymisierung fest: Er soll im Bourdieu'schen Sinne verdeutlichen, dass es nicht mein Ziel ist, einzelne Personen in ihrem persönlichen Handeln erkennbar zu machen. Vielmehr möchte ich eine Form der Idealtypik aufscheinen lassen, die sich anhand weiterer Fachuntersuchungen überprüfen ließe.

Meine Betrachtungen konzentrieren sich aus diversen Gründen auf Berlin. In der ehemals geteilten Stadt verdichten sich die Transformationen der deutsch-deutschen Wissenschaftslandschaft nach 1989. Die Hauptstadt ist signalgebend, erstens insofern mehr als 30% des gesamten Forschungs- und Hochschulpotenzials der DDR in Ost-Berlin angesiedelt war (Flierl 2006: 2). Zweitens sollte Berlin entsprechend der „Thesen zur strukturellen Erneuerung der Humboldt-Universität“ vom 3.5.1990 zu einem wissenschaftlichen Zentrum ausgebaut werden, das „wichtige Ost-West Brücken- und Vermittlungsfunktionen“ im deutschen und europäischen Bereich übernehmen sollte.¹¹ Drittens und ausschlaggebend fand sich hier das einzige universitäre Institut in der DDR, das ein volkskundlich-ethnologisches Diplomstudium anbot. Zwei weitere Einrichtungen, die volkskundliche Forschungsstelle Dresden sowie die „Wossidlo-Forschungsstelle“ in Rostock, waren der Akademie der Wissenschaften der DDR, hier dem Wissenschaftsbereich Kulturgeschichte/Volkskunde zugeordnet. In der Akademie, die ebenfalls in Berlin ansässig war, lag die Betonung auf Forschung. Entgegen vielen Bestrebungen wurde die Akademie als „Gelehrten-gesellschaft“ im Einigungsvertrag vom 31. August 1990 von ihren 60 Forschungsinstituten und sonstigen Einrichtungen getrennt und unter der Leitung der sogenannten „Koordinierungs- und Abwicklungsinitiative“ (KAI) 1992 letztlich aufgelöst. Dieser Prozess entließ die Mitarbeiter*innen oftmals in die Arbeitslosigkeit oder in das sogenannte und weitestgehend unwirksame „Wissenschaftler-Integration-Programm“ und damit in die biografische Ungewissheit.¹²

misierung vor. Jedoch setzt mit dem Erscheinen der jeweiligen Studien eine akribische Recherche ein: Für alle Ethnografien gilt dabei, dass die konkreten Personen, Situationen, Orte und/oder die Autor*innenschaft größtenteils identifiziert wurden. Beispielhaft hierfür sind: Stevens 2007; Nathan (alias Small) 2005; Tuchmann 2009. Siehe zur Problematik der Anonymisierung bei der Forschung im „eigenen“ wissenschaftlichen Feld: Dressel/Langreiter 2003.

10 Um die Anonymisierung weitestgehend zu gewährleisten, wird nicht allein bei Interviews auf die Nennung des Namens der/des Interviewten verzichtet. Bei Material aus Privatarchiven wird der/die Besitzer*in ebenfalls nicht angegeben. Um die konkrete Identität einzelner Personen „verdeckt“ zu halten, werden Verweise auf einschlägige Literatur der Person vermieden, was nicht vollständig gelingt.

11 UAHU, ZPSK Nr. 11214.

12 Das Wissenschaftlerintegrationsprogramm trat 1992 in Kraft und war vorerst für zwei Jahre angelegt, wurde dann auf fünf Jahre verlängert. Später erfolgte eine nochmalige Förderung bis 2000. Das Programm sah vor, dass ostdeutsche ehemalige Akademieangestellte mit einem von ihnen

Entsprechend dem „Strukturplan zur Institutionalisierung des Faches Europäische Ethnologie“ an der Humboldt-Universität vom 25.5.1991 (Beschlussfassung erfolgte am 3.3.1992), sah man schließlich vor, diesem, „eine bedeutsame Stellung innerhalb des gesamtdeutschen Wissenschaftsgefüges zu geben“, gleichsam in der zukünftigen Hauptstadt ein ihr adäquates Hauptstadt-Institut zu schaffen. Dies war „[s]icherlich“, so wurde hoffnungsvoll angemerkt, „einer der effektivsten Wege, die gegenwärtige traumatische Situation zu überwinden.“¹³

Wie man diesen Weg beschritt, von welchen Ambivalenzen der Begegnung zwischen „Ost“ und „West“ dies geprägt war, die sich gleichsam in die Fachentwicklung einschrieben, davon handeln die folgenden Abschnitte. Dabei liegt der Fokus auf der Aushandlung von inhaltlich-konzeptioneller Nähe und Distanz, was einen Blick auf die Zeit kurz vor dem Mauerfall unumgänglich macht. Anders gefragt: Wie nah, wie fern standen wir uns im Herbst 1989 eigentlich?

Umbrüche: „Wer in den Osten geht, geht in ein anderes Land“

In den Publikationen zur Wissenschaftsgeschichte nach dem Mauerfall ist augenfällig, wie sehr das militärische Bild der „Frontlinien“ dominiert: Frontlinien, die hart zwischen den Kolleg*innen „Ost“ und „West“ gezogen wurden und die die Rollen klar verteilten: Der Osten war demnach unter- und der Westen überlegen (Kocka/Mayntz 1998; Pasternack 1999; Brinkel 2012). Auf der Seite der ostdeutschen Vertreter*innen wurde dabei die „rücksichtslose westliche Vereinnahmung“ und der als beleidigend empfundene Hochmut Westdeutscher thematisiert und häufig mit der Metapher der Kolonialisierung umschrieben (Pasternack 1998; Kaschuba 1993). Dem gegenüber stand die Einschätzung einiger westdeutscher Akteur*innen, dass die ehemaligen Wissenschaftler*innen der DDR auch jenseits möglicher Staatssicherheit-Mitarbeit, für den akademischen Arbeitsmarkt äußerst ungeeignet waren: Ihre Publikationslisten waren zu kurz, ihre theoretischen Ansätze zu eng und ihr Forschungsstand schlicht veraltet, wobei hier ein strukturelles Problem der DDR in individuelles Versagen umgemünzt wurde. Stellt man die analytisch-empirische Linse etwas schärfer auf das Fach, so zeichnen sich in schriftlichen wie auch mündlichen Äußerungen auf den ersten Blick ähnliche Frontstellungen ab. Doch zugleich scheinen dazwischen Verbindungslinien und Querbewegungen auf, die historisch-biografisch sedimentiert sind: So war der Volkskundler und Historiker Wolfgang Jacobeit von 1980 bis 1985 Lehrstuhlinhaber der Ostberliner Ethnographie, wobei Ethnographie eine aus dem

selbst entworfenen Forschungsprojekt befristet an Universitäten angestellt wurden. Während der Befristung sollten Möglichkeiten einer langfristigen Anstellung – eben der „Integration“ – im Wissenschaftsbereich entwickelt und umgesetzt werden. Das Programm war in seiner Zielsetzung jedoch zum Scheitern verurteilt, vgl. dazu: Brinkel 2012: 220–224; Pasternack 2006.

13 UAHU, Zur Beschlussfassung für die Sitzung des akademischen Senats der Humboldt-Universität zu Berlin am 3.3.1992, Seite 3, Präsidialamt Nr. 10219.

Russischen kommende Fachbezeichnung für eine Volkskunde darstellte, die zugleich die Ethnologie bzw. Völkerkunde einschloss.¹⁴ Jacobeit hatte nach dem Krieg bei Will-Erich Peuckert in Göttingen studiert und war 1956 mangels universitärer Stellen in die DDR gegangen, wohin ihn der damalige Ostberliner Institutsleiter Wolfgang Steinitz eingeladen hatte und wo er eine feste Anstellung fand (Scholze-Irrlitz/Scholze 1990: 22). Seine Herkunft aus der Bundesrepublik stattete ihn nicht allein mit einer besonderen Reisefreiheit aus: Diese Freiheit war gewissermaßen kulturell, konkret von dem feinen Unterschied der Bürgerlichkeit geprägt. Wie sich eine Studentin der 1980er Jahre erinnert:

„Ich kam in die Ethnographie und da waren Wolfgang Jacobeit und seine Frau Sigrid. Politisch waren sie angenehm unideologisch. Wir konnten frei über die Partei lachen, was er sich auch leisten konnte aufgrund seiner Biografie. Er war eben aus dem Westen. Wir Studenten waren oft in ihre Landvilla in Birkenwerder eingeladen. Dort konnten wir die private Bibliothek benutzen, wo es Westbücher gab. Das war einfach der Westen im Osten. Im Rückblick – denn damals habe ich das nicht gewusst und gemerkt, weil ich meinen Bourdieu noch nicht gelesen hatte – aber ich glaube, dass sich hier auch die Bürgerlichen erkannt haben, denn ich kam ja selbst aus einer Selbstständigenfamilie, also aus dem in der DDR so misstrauisch beäugten mittelständigen Bürgertum.“¹⁵

Wolfgang Jacobeit stieg über die Jahrzehnte zu der zentralen Ost-West-Mittlerfigur im Fach auf. Insbesondere ab den 1980er Jahren ergaben sich dabei Verbindungen nach Westdeutschland und Österreich; hier zur sogenannten „Links-Volkskunde“¹⁶, insbesondere zum Institut in Tübingen, aber auch nach Marburg und Wien. Thematisch wie konzeptionell traf man sich in der verstärkten Fokussierung auf die Alltags- und dabei Arbeiterkultur und dem Aufgreifen marxistischer Theorien. Es ging um das tägliche Dasein jenseits des von der Volkskunde so lange beschworenen „Idylls des bäuerlichen Daseins“ und des „Schönen“ und „Wahren“ des „Volkslebens“. Es interessierte Kultur als „das wirkliche Leben“, „as the whole way of life“ oder wie man in der DDR sagte: Kultur als „Lebensweise“.

14 Im Folgenden werde ich mich auf die Umstrukturierungsprozesse im volkskundlichen Bereich der Ethnographie konzentrieren. Die Geschichte der DDR-Völkerkunde bis in die frühen 1990er Jahre ist beschrieben in: Lentz/Thomas 2015.

15 Interview mit einer damaligen Studentin, 14.9.2018.

16 Mit dem Terminus „Links-Volkskunde“ greife ich einen Begriff auf, der durch den Kulturanthropologen Götz Bachmann maßgeblich geprägt wurde. Bachmann führt aus: dass die „Links-Volkskunde Anfang der 1970er Jahre [entstand]. Während die Volkskunde der Nachkriegszeit Volkskultur überwiegend in der bäuerlichen und ländlichen Kultur suchte, wurde Anfang der 1970er Jahre das Konzept der Volkskultur im Rahmen radikaler Gesellschaftstheorien neu interpretiert. Die spektakulärste und prägendste dieser neuen Theorien war die ‚marxistische‘ Klassentheorie“. Sie war lokal, so Bachmann, vor allem in Tübingen, Frankfurt, Marburg und Wien und später – durch die Wanderung vor allem von Tübinger Protagonist*innen – in Berlin zu verorten (Bachmann 2000: 35f.).

Ein Protagonist aus Tübingen beschreibt retrospektiv die Konzentration auf „Alltags- und vor allem Arbeiterkultur“ als eine „galante Brücke“ zwischen Ost und West:

„[...] eine galante Brücke eben, ein Weg, wo man gemeinsam sagte: Wir beschäftigen uns mit Gesellschaft und Politik, der Geschichte der Anderen und nicht einfach mit dem ‚Volk‘, sondern mit Arbeiter- und Arbeiterkulturforschung. [...]. Damit hatte man so [...] eine Kontaktzone geschaffen, in der eben auch Debatten [...] möglich waren und in der auch die Konzeption, die die kleine Volkskunde in der DDR mit entwickelt hatte, nämlich ‚Kultur und Lebensweise‘ aufgegriffen wurde. Kultur und Lebensweise – also die materielle Bindung, die Kontextierung von Erfahrung. Das spielte eine große Rolle.“¹⁷

Wenn DDR-Protagonist*innen diese Zeit und das Zusammenkommen in den Jahren kurz vor dem Mauerfall beschreiben, sind sie vorsichtiger und schätzen ein, dass sie ab den späten 1980ern mit Blick auf Projekte in diesem Forschungsbereich kaum noch mit den Kolleg*innen in der Bundesrepublik „Schritt halten konnten“. Man war in der DDR, so erinnert sich eine Zeitzeugin, ein „so kleines Häufchen von nicht mehr als 20 Menschen im Fach“, wodurch sich „eine Einschränkung von Forschungspotenzen“ ergab.¹⁸ Vor allem waren es staatlich-ideologische Hürden, die eine Forschung über Alltags- und Arbeiterkultur (so sehr dies politisch in die Doktrin eines Arbeiter- und Bauernstaates auch zu passen schien) erschwerten, da diese zunehmend einen Bezug auf die kritische Jetztzeit hatte. Seitens des Bereichs Wissenschaft, Volksbildung und Kultur des Zentralkomitees der SED war dies nicht erwünscht.

Trotz dieser Umstände entwickelte sich Ende der 1980er Jahre zaghaft ein ganz spezifisches deutsch-deutsches „Austauschmilieu“, wie es ein Protagonist benennt. Er stellt heraus, dass dieses „im Vergleich zu den Kollegen und Kolleginnen in den [...] Geschichtswissenschaften oder anderen, doch enger schien, weil man sich kannte und weitestgehend vertraute“¹⁹. In Teilen resultierte das sich entfaltende Milieu zwar aus fachlichen Interessen, vor allem aber wohl auch aus der linkspolitischen Haltung einiger westdeutschen Vertreter*innen, die, wie ein weiterer damaliger westdeutscher Protagonist in einem Aufsatz erklärt, als eine Art „Anti-Anti-DDR Haltung“ beschrieben werden kann. Diese reichte „von bedingungsloser Gefolgschaft über kritische Solidarität bis hin zur trotz vieler ernüchternder Erfahrungen und Einsichten hochgehaltenen Hoffnung auf eine Selbstreform des ‚realen Sozialismus‘“ (Warneken 2018: 165).

Fachlich kooperierte man auf unterschiedliche Weise. So erarbeiten Sigrid und Wolfgang Jacobeit in dieser Zeit die umfängliche „Illustrierte Alltagsgeschichte des

17 Interview mit einem damaligen Protagonisten, 8.8.2018.

18 Interview, 4.5.2006, geführt von Teresa Brinkel.

19 Interview, 8.8.2018.

deutschen Volkes“. Die Materialsammlung hierfür entstand entscheidend aus einer Form intensiven „Ost-West“-Austauschs: aus der grenzüberschreitenden Beschaffung von Quellenmaterial, der gegenseitigen Versorgung mit Literatur und aus persönlichen Fachgesprächen.²⁰ Hierzu traf man sich privat in den Cafés von Ostberlin, manchmal gar in der Landvilla in Birkenwerder²¹; oder Wolfgang Jacobeit und dann bereits auch Ute Mohrmann, die Lehrstuhlinhaberin ab 1986, wurden von Tübinger oder auch Freiburger Fachvertreter*innen offiziell in die BRD eingeladen. Noch im Oktober 1989 hielten sich wiederum westdeutsche und österreichische Studierenden- gruppen in Ostberlin auf, und Tübinger Kolleg*innen weilten im Rahmen des DDR- BRD-Kulturabkommens zu einem mehrwöchigen Austausch in der Stadt und zeigten eine Ausstellung, die aus einem Lehrprojekt hervorgegangen war und die sich unter der Überschrift „Als die Deutschen demonstrieren lernten“ mit dem preußischen Wahlrechtskampf von 1908 bis 1910 beschäftigte. Dass die Ausstellung in Ostberlin gezeigt werden konnte, ging auf die Initiative von Vertreter*innen der Ostberliner Kulturwissenschaften zurück, die insbesondere mit Tübinger Fachvertreter*innen kooperierten. Bei den dann stattfindenden Zusammenreffen mischten sich auch die Ethnograf*innen, die mit den Kulturwissenschaften zusammenarbeiteten. Das Thema der kleinen Schau klang unfreiwillig gegenwärtig. In dem begleitenden Vortrags- programm wurde eher jenseits der historischen Problematik diskutiert, und man tauschte sich lebhaft darüber aus, was gerade auf den Straßen der DDR und vor allem in Ostberlin geschah.²² Schließlich konzipierten die Ostberliner Lehrstuhlinhaberin der Ethnographie zusammen mit einem Tübinger Kollegen ein grenzüberschreitendes Studierendenprojekt zu Alltagserfahrungen in „Ost“ und „West“, für das man, wie die Korrespondenz zeigt, mit viel Geduld auf die Genehmigung des Ministerrates wartete.²³ Kurzum, für den unerwarteten Mauerfall und das Zusammenkommen der DDR- und BRD-Volkskunde/Europäischen Ethnologie „auf Augenhöhe“ waren die Grundlagen (eigentlich) gut ausgelegt. Die Neukonzipierung des Faches konnte ein gemeinschaftliches Projekt werden. So wagten denn nur einige Monate nach der Grenzöffnung 1989 in einem Moment, als die staatliche Einheit festgelegt, aber noch nicht vollzogen war, die „Noch-DDR“-Kolleg*innen einen ersten Vorstoß und schickten aus eigener Initiative heraus einen Entwurf zur Neukonzipierung des Faches in den neuen Bundesländern an einen Tübinger Vertreter. Die Freundschaftlichkeit im Tonfall und die freie Thematisierung eigener Unsicherheit spiegeln die Vertrautheit miteinander:

20 Wie genau das Netzwerk dieses Austausches aussah, lässt sich aus der Danksagung in den zwei Bänden der „Illustrierten Alltagsgeschichte des deutschen Volkes“ ersehen: Jacobeit/Jacobeit 1985: 12, 1987: 9.

21 Vgl. Interview mit Wolfgang und Sigrid Jacobeit, 27.9.2006, geführt von Teresa Brinkel; Interview mit einem Protagonisten, 8.8.2018.

22 Vgl. Interview mit zwei Protagonist*innen, 8.8.2018 und 18.1.2019.

23 Vgl. ALBBV, Korrespondenzen.

„Wir schicken Dir einige Unterlagen über unser Tun und unsere Vorstellungen für die künftige Entwicklung des Faches in unserem Landstrich. Vielleicht kannst Du Eure Kolleg/innen [...] darüber informieren. Den offiziellen Weg in diesen Angelegenheiten gehen wir mit der DGV [Deutsche Gesellschaft für Volkskunde, V.H.] [...] Wir wissen nicht, wie die Situation im Herbst aussehen wird. [...] Wir sind in den Verfahrensfragen noch auf Euren Rat angewiesen. [...] Sei ganz herzlich begrüßt.“²⁴

In dem Entwurf wurde ausgehend von der selbstkritischen Forderung, sich den gegenwärtigen Veränderungen stellen zu müssen und der widerspruchsvollen Fachentwicklung in der DDR eine „vertiefte Aufmerksamkeit“ zu schenken, das Profil einer zukünftigen „Ethnographie Europas“ – noch in Einheit mit der auf Asien und Afrika konzentrierten Ethnologie – konturiert.²⁵ In den Mittelpunkt stellte man entsprechend das „verstehende Durchdringen historischen und gegenwärtigen Alltagslebens vor allem der breiten Bevölkerungsschichten des deutschen und anderer europäischer und außereuropäischer Völker.“²⁶ Grundlage der Ausbildung sollte dabei das Generalthema „Mobilität und Identität“ bilden, das auf Untersuchungen zu „interkulturellen Prozessen, insonderheit auf ethnische Identitäten und ihre komplexen Auswirkungen“ zielte.²⁷ In einem wenige Monate später verfeinerten Konzept, das nun bereits im Austausch mit westdeutschen Kolleg*innen entstand, wird die Thematisierung der Transformationsprozesse Ost-West als zentrales Anliegen im Fach gesetzt und thematisch die Großstadt-, Familien-, Frauen-, Jugend- und Minoritätenforschung der Ethnographie mit eingeschrieben.²⁸ Allerdings war dieser Entwurf zum Scheitern verurteilt. Nach der staatlichen Vereinigung beschloss der Berliner Senat im Dezember 1990 die „Abwicklung“ von besonders ideologiebelasteten Fächern an der Humboldt-Universität, worunter auch die Sektion für Geschichtswissenschaft fiel, der die Ethnographie zugeordnet war. In der Folge wurde eine Struktur- und Berufungskommission eingesetzt, deren Vorsitz der bundesdeutsche Historiker Gerhard Ritter übernahm. Sie wurde unter dem Titel „Ritter-Kommission“ für die Rasanzen vorgenommenen Kündigungen und Neubesetzungen bzw. -berufungen bekannt (Ritter 1993; Brinkel 2012: 201–211).

Die Abwicklungsentscheidung schuf Konstellationen, die das einstige, in den Narrativen präsente, gleichwohl zaghafte „Austauschmilieu“ der Volkskunde grundlegend erschütterte und an dem man zugleich festzuhalten versuchte. Westdeutsche Kolleg*innen ergriffen die Möglichkeit und stellten sich gegen die Abwicklung der

24 ALBBV, Korrespondenzen, Schreiben vom 12.7.1990, Seite 1.

25 Privataarchiv, „Entwurf. Institut für Ethnographie an der Humboldt-Universität zu Berlin“, Berlin 4.6.1990, Seite 3.

26 Ebd.

27 Ebd.

28 Privataarchiv, Konzept: Ethnographische Forschung und Lehre an der Humboldt-Universität zu Berlin. Wissenschaftsverständnis – Forschungs- und Lehraufgaben – personelle Struktur“, Berlin Dezember 1990, Seite 2, 7.

Ethnographie beim Berliner Senat. Geschult im Umgang mit der bundesrepublikanischen Demokratie wandten sie sich mit einem Brief an die Regierung. Sie stellten die Kompetenz der Ethnographie als Ost-West-Mittlerin wirken zu können heraus. Man verwies auf die enge Kooperation über Ost-West-Grenzen hinweg, die eben nicht nur ein „Wendeeffekt“ seien, und betonte strategisch und, „soweit man das ohne Arroganz so formulieren kann“, die fachliche Anschlussfähigkeit der Ostberliner Ethnographie an den „Westen.“²⁹

Es war unter anderem diese Intervention im Zusammenspiel mit der rechtlichen Aufhebung und damit Verzögerung der Abwicklungsentscheidung, wodurch eine Abschwächung der Abwicklung von einer Auflösung in eine „Neustrukturierung“ erreicht wurde und damit größte Gestaltungsmöglichkeiten des Faches zuließ. Im selben Moment begann damit – wie es ein westdeutscher Protagonist offen beschreibt – „eine Goldgräberzeit, alle kämpften um die Claims, denn uns war klar, dass es nicht unbegrenzt Stellen geben wird.“³⁰ Nun ist diese „Goldgräber“-Zeit, wie es der Protagonist benennt und deren Semantik die Einschätzung eines kolonialistischen Aktes inhärent ist, mehrfach beschrieben worden. Wie jedem kolonialen Akt ist auch diesem die Ambivalenz und hier das eigene Schamgefühl – das Bewusstsein, in Teilen entgegen sozialer und eigener Erwartung zu handeln – eingeschrieben. Wie es schon Johannes Fabian so eindringlich in seiner Studie zu den kolonialen Erforschern Zentral-Afrikas beschrieben hat: Diese konnten ihr Handeln und das daraus erwachsene Scham- und Schuldgefühl teilweise auch nur im Rausch ertragen (Fabian 2000: 1–22).

Die Ambivalenz und das Schamgefühl aufgrund des eigenen Agierens, das dem linkspolitischen Selbstbild in Teilen entgegenlief, zeigen sich in den privaten Korrespondenzen. So schreibt ein westdeutscher Kollege einem anderen:

„P.S.: Du wirst ja auch involviert sein in die Bemühungen, die völlige ‚Abwicklung‘ (wirklich LTI!³¹) [...] der Volkskundler an der Humboldt-Uni jedenfalls nicht durch einfachen bürokratischen Federstrich geschehen zu lassen. [...] Insgesamt gilt vielfach aber ja doch sehr, dass bisher zu wenig von den Leuten selbst unternommen wurde [...]. Freilich: wir als Ritter von Freiheit, Wahrheit und Toleranz ... mir graust!“³²

Und die Antwort darauf:

„In Sachen ‚Abwicklung‘ [...] der Ethnographie sind wir [...] tätig geworden. Doch bleibt das ganze [sic!] ein schwieriges Problem, weil vor allem von der Ethnographie selbst relativ wenig unternommen wurde, um dem Federstrich zuvor zu kommen. Ich

29 ALBBV, Korrespondenzen, Schreiben vom 12.3.1991, Seite 3.

30 Interview mit einem Protagonisten, 8.8.2018.

31 LTI: Lingua Tertii Imperii – eine Referenz zum Buch von: Victor Klemperer: LTI. Notizbuch eines Philologen. Leipzig 1946.

32 ALBBV, Korrespondenzen, Schreiben vom 29.12.1990, Seite 2, Unterstreichung im Text.

hatte [...] bereits im Frühjahr vorgeschlagen, [...] für die Ethnographie [...] eine Standortbestimmung [...] [zu] formulieren [...]. Doch da zeigt die Planwirtschaft eben offenbar ihre Langzeitwirkungen [...] Aber wohl habe ich mich dabei [...] nicht gefühlt, weil das immer so nach den guten Ratschlägen von den Wessis in gesicherten Positionen klingt.“³³

Trotz der sich abzeichnenden machtvollen Asymmetrien gab es den Versuch, die Neuprofilierung des Faches als eine Ost-West-Unternehmung zu wagen. In dem neuerlich entwickelten Entwurf für das Fach Europäische Ethnologie – so der neue Name der Ethnographie – synthetisierten sich die bereits niedergelegten Vorstellungen der ostdeutschen Kolleg*innen mit den Thematiken vor allem der westdeutschen Linksvolkskunde. Unter der Herauslösung der außereuropäischen Völkerkunde, die nun einzig an der Freien Universität vertreten werden sollte, waren dabei folgende Schwerpunkte vorgesehen:

„Deutsche Alltagskultur in Vergangenheit und Gegenwart:

- lokale und regionale Kulturentwicklung in der Großstadt Berlin und im brandenburgischen Raum,
- die Vielfalt ethnischer und nationaler Kulturen sowohl im Hinblick auf die europäischen Länder (mit Schwerpunkt in Osteuropa) sowie auf die multikulturelle Situation in Berlin,
- die Methoden der praktischen Kulturarbeit und Kulturvermittlung einschließlich der museologischen Aufgaben.“³⁴

Das Konzept wurde, wie eine*r der westdeutschen Akteur*innen betont, nicht allein als eine gemeinschaftliche Reform des einstigen DDR-Faches verstanden, sondern die Öffnung des Blicks auf Europa führte aus den „Sackgassen“ der bisherigen Volkskunde in Westdeutschland: Sackgassen, die die allzu starke Kaprizierung auf die unmittelbare Region und Regionalgeschichte verursacht hätten.³⁵

Die deutsch-deutschen Auseinandersetzungen, die Zuschreibungen von „Ost“ versus „West“ und die Vermittlung über diese Demarkationslinien hinweg wurden als Schwerpunkt der zukünftigen drei Professuren definiert. Die Leitung des Faches sollte dabei von einer Person übernommen werden, die das Fach in seiner ganzen Breite vertreten kann. Die oder der Inhaber*in einer weiteren Professur würde sich, so hieß es im Entwurf,

„der [...] Erforschung solcher Entwicklungen widmen, die auf die Alltagskultur und Lebenswelt in der deutschen Geschichte und Gegenwart in signifikanter Weise einwirkten [...]. Ein schwerpunktmäßiges Beobachtungsfeld soll dabei der berlinisch-

33 ALBBV, Korrespondenzen, Schreiben vom 23.1.1991, Seite 2.

34 UAHU, Präsidialamt Nr.10219, Zur Beschlussfassung für die Sitzung des akademischen Senats der Humboldt-Universität zu Berlin am 3.3.1992, Seite 3.

35 Interview mit einem Protagonisten, 8.8.2018.

brandenburgische Raum bilden und zwar im Blick [...] auf seine aktuelle Begegnungsfunktion für ostdeutsche und westdeutsche Alltagskultur [...].“³⁶

Die dritte Professur schließlich, widmete sich besonders dem „Zusammenhang von Ethnizität und Kultur im europäischen Raum [...]“.“³⁷

Folgt man den erzählten Erinnerungen aus jener Zeit, so bestand unter den Protagonist*innen Ost und West Konsens, dass das Institut – damit es überleben und diskurssetzend über die neuen Bundesländer hinweg wirken konnte – durch eine Person aus der alten Bundesrepublik besetzt werden musste: Dies war unstrittig.³⁸ Eine der weiteren Professuren war – folgt man den Narrativen – wissenschaftlich fair gedacht, einem/einer Vertreter*in aus Ostdeutschland vorbehalten.³⁹

Doch in diese wohldurchdachte Planung wirkten Strukturen der Umbruchszeit, denen man trotz der genutzten Handlungs- und Gestaltungsressourcen letztlich unterlegen war. So wurde denn festgestellt, dass jene ostdeutsche Person, die für eine der Professuren vorgesehen war, bei der Staatsicherheit gearbeitet hatte. Hier findet sich ein entscheidender Moment, woran die Neuausrichtung des Faches als Ost-West-Unternehmung mit scheiterte. Wie dramatisch dies empfunden wurde, zeigt sich unter anderem darin, dass Interviewte, insbesondere die Studierenden, sich an die Offenlegung der Staatssicherheit-Mitarbeit genau erinnern und detailreich schildern. Beispielhaft meint ein damals am Institut engagierter Student:

„Es gibt für mich die Glaskastenszene [Spitzname für einen der zwei Seminarräume im Berliner Institut, V.H.]. Die Person musste zugeben, dass sie bei der Stasi war. [...] Sie sitzt vorne, sie weint und [...] sie sagt, dass sie bei der Stasi war. In den 1950er Jahren. [...] Das war ein Schock für alle, die dort saßen. [...] Sie hat sich nicht weggeduckt, das halte ich ihr zugute. [...] Sie hat [...] Butter bei die Fische im Glaskasten gemacht. [...] Aber ich spürte diese Enttäuschung [...] Ab da gab es [...] einen Einschnitt, weil klar war, die wird es nicht werden: Als Stasi wird man nichts. Die Fachausrichtung musste neu gedacht werden. Man hat damit die personelle Linie verloren, die Verbindung, die man braucht, um etwas im direkten Anschluss zu retten.“⁴⁰

Was zuerst als ein gemeinsames Anliegen – eine „Rettungsaktion“ – von ost- und westdeutschen Kolleg*innen startete, wurde nun machtvoll ein westdeutsches Unterfangen. Alle drei Professuren wurde im weiteren Verlauf durch westdeutsche und nicht-DDR-sozialisierte Protagonisten besetzt – mit den harten Konsequenzen, die

36 UAHU, Präsidialamt Nr. 10219, Zur Beschlussfassung für die Sitzung des akademischen Senats der Humboldt-Universität zu Berlin vom 13.8.1992.

37 Ebd.

38 Interview mit Zeitzeug*innen, 27.9.2006, geführt von Teresa Brinkel; Interview mit einem Zeitzeugen, 28.6.2007, geführt von Teresa Brinkel.

39 Interview mit Zeitzeug*innen, 27.9.2006, geführt von Teresa Brinkel, Interview mit einem Zeitzeugen, 8.8.2018.

40 Interview, 5.9.2018.

dies für ostdeutsche Biografien und die Anerkennung der damit verbundenen Wissensbestände hatte: „Dass die Köpfe derer gerollt sind, die ideologisch verstrickt waren, das war ja mal klar“, wie es eine damalige Studentin kommentiert. „Aber man hat auch ganz galant Leute weggebracht, die ideologisch gar nicht so stark unter Generalverdacht standen.“⁴¹

Übergänge: „Nicht zurückblicken, nur nach vorne, nur das Neue“

Die Entscheidungen und Vorgänge hatten gravierende Folgen. Sie gerinnen in den Erzählungen zum Topos eines sozialen Bruchs zwischen Ost-West-Kolleg*innen im Fach und stärken das Sinnbild der Kolonialisierung des Ostens durch den Westen. Zugleich wird dieses vom Narrativ einer steigenden Attraktivität des Faches durchbrochen. „Nicht zurückblicken – nur nach vorne, nur das Neue“, wie jene, bereits zitierte damalige Studentin die Situation beschreibt. Hier zeigt sich, dass die Metapher der Kolonialisierung generational zu differenzieren ist. So beschreibt die Studentin weiter:

„Ganz wichtig für mich war der eine Professor. [...]. Ich bin ihm mit großer wissenschaftlicher Neugier begegnet, [...] weil er andere Themen brachte [...], weil er so ein anderer Typ war, so entspannt und lässig [...]. Einmal hat er mich einfach gefragt, ob ich mit ihm ein wenig zur U-Bahn laufen würde und, zack, hat er mich in einen Wahrnehmungsspaziergang [zentrale Methode der Stadtforschung und der sinnlichen Ethnografie, V.H.] verwickelt gehabt. [...] Der war auch neugierig auf [...] ostdeutsche Biografien.“⁴²

„Das Neue“, wie es die Studentin zu Beginn ihrer Ausführungen nennt, spricht zwar Wissensbestände und akademisch-soziale Umgangsformen an, die „westlich“ geprägt waren bzw. so interpretiert wurden. Aber zugleich meint „das Neue“ semantisch deutlich mehr: dies gerade auch für Studierende aus der ehemaligen DDR. So beschreibt eine weitere damalige Studentin, dass sie

„natürlich den Westen kennenlernen wollte, [...] also all das, was ich zu Schulzeiten nicht sehen, nicht lernen konnte. Ich wollte dementsprechend kein Standardstudium, so wie man es hätte zu DDR-Zeiten studieren können. Und die Europäische Ethnologie bot mir das: dieses ‚Freie‘. Man konnte sich in ganz neue Wissensinhalte hineindenken, ganz neue Erfahrungen sammeln. In den Kulturtheorien war es so, als würde ich die Welt völlig neu entdecken. Sicherlich hat das etwas mit ‚Ost‘ und ‚West‘ zu tun.“

Nach einigem Nachdenken differenziert sie:

„Aber es war in den Seminaren nicht einfach: Wir übernehmen jetzt das, was im Westen gilt. Hätte ich beispielsweise Volkskunde nach Westmuster studiert, irgend-

41 Interview, 14.9.2018.

42 Interview, 14.9.2018.

wo in den alten Bundesländern, wo es noch um Trachten, Sitte und Brauch ging, das hätte mir nicht gefallen. Der Gedanke und das Gefühl in dieser Zeit waren viel übergreifender: Endlich frei denken und lesen können und nicht mehr irgendwelche Ideologie – egal ob ‚Ost‘ oder ‚West‘ – nachplappern. Das war die Idee, die vermittelt wurde, und gar nicht, ob das links oder rechts, ‚West‘ oder ‚Ost‘ ist. Es war viel mehr das Verständnis: Wow, wir haben hier das Experimentierfeld unseres Lebens.“⁴³

In diesem Zusammenhang ist zu betonen, dass westdeutsche Kolleg*innen und einzelne der neuen Professoren um die Kontinuität ostdeutscher Zugänge bemüht waren. Sie versuchten in mehrfacher Hinsicht dem Bild einer „rücksichtslosen westlichen Vereinnahmung“ etwas entgegenzusetzen und damit auch der aus ihrer linkspolitischen Einstellung heraus empfundenen Ambivalenz und Scham über die eigene westliche Dominanz. Um die Kommunikation zwischen Ost- und Westkolleg*innen zu stärken und die fachliche Expertise ersterer ins Zentrum zu rücken, wurde beispielsweise von einigen Protagonist*innen aus Tübingen kurz nach der staatlichen Vereinigung die Idee eines „Ost-West-Netzwerk-Projektes“ entwickelt, in dem Forschungen zur ostdeutschen Alltagskultur von „Ost“- und „West“-Kolleg*innen zusammengefasst werden sollten. Forscher*innen aus der ehemaligen DDR sollten durch „Frauenprojekte“ und „Jugendforschung“ zentral positioniert werden. Als wichtiges Austauschmedium, so war die Überlegung, sollte hier das ostdeutsche „Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte“ fungieren, womit man hoffte dessen „Überleben“ zu sichern.⁴⁴ Solche Überlegungen konnten sich jedoch kaum zu wirksamen Strukturen stabilisieren, denn wo westdeutsche Kolleg*innen und Studierende die Situation als ein „fachliches Experimentierfeld“ begriffen und Gelegenheiten nutzten, neue Ideen und Strukturen zu erdenken und zu etablieren, so sehr waren ostdeutsche Vertreter*innen mit vorher nicht gekannten Einschnitten, wie dem Verlust der Arbeitsstelle, konfrontiert. In der gesellschaftlichen Umbruchsphase und der häufig folgenden Arbeitslosigkeit wurden sie, so lässt es sich interpretieren, ihrer Bourdieuschen Kapitalsorten im Feld der Wissenschaft nahezu vollständig entledigt, womit ihre Möglichkeiten und Kompetenzen des wirkungsvollen Agierens und „Experimentierens“ deutlich eingeschränkt waren. Einige erhielten neue Stellen, schieden damit aber zumeist aus dem universitären Bereich aus. So schreibt eine ostdeutsche Protagonistin in einem Art Abschiedsbrief an ein führendes Mitglied der Humboldt-Universität bitter, dass sie zwar eine neue Tätigkeit gefunden habe, dies für sie jedoch ein „unfreiwillige[r] Weggang“ bedeutet, „der [...] nicht leicht fällt“.⁴⁵

43 Interview, 10.3.2020.

44 ALBBV, Korrespondenzen, Schreiben eines westdeutschen Protagonisten an einen ostdeutschen Kollegen vom 27.11.1990. Privatarchiv, Korrespondenzen, Schreiben vom 19.10.1990 eines westdeutschen Protagonisten an eine ostdeutsche Akteurin.

45 ALBBV, Korrespondenzen, Schreiben vom 22.6.1991 einer ostdeutschen Protagonistin an ein führendes universitäres Mitglied, Seite 1.

Empathisch meint denn auch einer der Interviewten aus den alten Bundesländern, dass die ostdeutschen Kolleg*innen westdeutsche Kolleg*innen entsprechend als Fremdkörper wahrnahmen. „[Z]u Recht“, wie er zu bedenken gibt:

„[I]ch weiß nicht, wie ich mich verhalten hätte, wenn jemand im Westen aufgetaucht wäre und gesagt hätte: Jetzt bin ich da. Diese Übergangsphase war sehr prekär und auch für mich wirklich schwer, auch weil ich eigentlich die Kollegen und Kolleginnen sehr angenehm fand.“⁴⁶

Dass ehemaligen DDR-Wissenschaftler*innen keine dauerhaften Anstellungen gegeben und sie aus dem universitären System gedrängt wurden, „ist mir persönlich [...] sehr nahe gegangen“, wie ein weiterer damals aus der Bundesrepublik kommender Akteur bewegt meint, auch – so bringt er das moralische Dilemma, das den Strukturen des Umbruchs innewohnte, auf den Punkt –, „weil alles, was ich je werden wollte, war was anderes, als kolonial zu sein. [...] Man ist in diese Situation so reingekommen. Man war Wendegewinner [...] und andere haben verloren.“⁴⁷

Mit Blick auf die bereits in der DDR vorhandenen Seminarthemen begann einer der Professoren ganz bewusst, Kurse mit einem Bezug auf Stadt anzubieten:

„Auch im Anschluss daran, dass es da schon eine Tradition von Stadtforschung gab durch die eine Kollegin, die dann weggegangen ist. Sie hatte ja schon kleine ethnografische Projekte in Berlin gemacht, andere Kollegen auch [...]. Sie hatte eigentlich ein gutes Programm [...]. Von dem, was sie durchgeführt hatte, fand ich sie interessant.“⁴⁸

Zudem begannen neue Stelleninhaber*innen die eigene Situation vor Ort zu thematisieren, in dem man verstärkt in die Lokalgeschichte blickte. So beschäftigte sich eines der ersten Studierendenprojekte mit einem bereits in den 1910er Jahren gestarteten Ost-West-Vermittlungsprojekt am Ort des Instituts für Europäische Ethnologie. Noch vor dem ersten Weltkrieg waren Bildungsbürger*innen aus dem Westteil der Stadt dorthin, in den proletarischen Osten Berlins, gezogen – ein Trend den es in Großstädten weltweit gab und der unter dem Begriff der „Sozialen Settlementbewegung“ bekannt wurde. Erhofftes Ziel war es, den Riss, der die Gesellschaft metaphorisch durchzog und der sich in der konkret topografischen Trennung von „Arm“ und „Reich“ („Ost“ und „West“) wiedergab, durch eine Form der Zivilisierungsarbeit gewissermaßen zu kitten. In der historischen Forschung ist dies kritisch und rigoros als eine Form der Kolonialisierung von Lebenswelten interpretiert worden. Zugleich wurde den bürgerlichen Akteur*innen eine Idee der Versöhnung, Freundschaft und Liebe attestiert (Wietschorke 2013). Diese Bewegung bildete gleichsam eine selbst-reflexive Allegorie auf die Gegenwart. Wie sich einer derjenigen, die am Projekt beteiligt waren, erinnert:

46 Interview, 7.7.2018.

47 Interview mit einem Protagonisten, 21.1.2019.

48 Interview, 7.7.2018.

„Die Settlementbewegung – [...] ich fand das ein sehr passendes Projekt damals für die Übergangszeit. Ich glaube, die Leute fanden den Titel des Buches auch ganz gut: ‚Wer in den Osten geht, geht in ein anderes Land‘ – aus damals sehr gegenwärtigen Gründen. Gerade auch der ostdeutsche Akademieverlag fand das sehr in die Zeit passend. Und ich fand das örtlich passend, dass wir tatsächlich unsere Lage selbst thematisieren, weil wir ja auch ein Stückweit eine Art Settlement waren.“⁴⁹

Über die folgenden Jahre stieg der Berliner Fach-Standort zum größten bundesweit auf. Er wirkte disziplinär diskurssetzend und schuf offensiv Öffentlichkeiten über die Universität hinaus. Die Stadtforschung wurde von hier aus als eine zentrale disziplinäre Untersuchungsschiene etabliert. Die Frauenforschung und dabei – theoretisch-empirisch breiter gefasst – die Genderstudies konnten sich inhaltlich-theoretisch und strukturell weiter im Fach verankern. Von einer historisch-arbeitenden Wissenschaft entwickelte sich die Europäische Ethnologie dabei rasant zu einer gegenwartsorientierten Disziplin, entscheidende Impulse gingen von Berlin aus.

Als programmatische Schrift, mit der die Neuordnung des Faches in Berlin und so in den neuen Bundesländern diskurssetzend ein vorläufiges Ende fand, ist der Band: „Kulturen, Identitäten, Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie“ von 1995 (Kaschuba 1995). In der Veröffentlichung sind die Antrittsvorlesungen der Professoren und Beiträge weiterer (internationaler) Fachkolleg*innen zu finden. Es wird die Potenz der Kulturanalyse in der Zeit nach dem Marxismus offengelegt. Die Konzepte von Nation und Ethnizität haben die Rede vom „Volksleben“ und von der „Volkskultur“ abgelöst. Man schaute auf eine sich zunehmend vernetzte Welt und deren Bedeutsamkeit für die Alltagskulturen. Der Blick ist weit nach Europa und insbesondere Osteuropa gerichtet. Die Verwirklichung des einstigen von ost- wie westdeutschen Fachvertreter*innen gemeinschaftlich entwickelten neuen Konzepts des Faches deutete sich an. Ostdeutsch sozialisierte Repräsentant*innen treten im Band allerdings nicht auf. Unter den mächtigen Transformationen durch den Mauerfall haben sich ihre Ideen und das gemeinschaftliche Ringen um ein disziplinäres Profil aber durchaus mit eingeschrieben. Ostdeutsch geprägte Biografien sind allerdings aus dem Fach weitestgehend verschwunden. Einerseits unterstreicht dieser Befund, was bereits Peer Pasternack herausgestellt hat: Die von ihm aufgezeigte „Verwestlichung“ der Wissenschaften in den neuen Bundesländern bzw. der Bundesrepublik infolge des Mauerfalls zeigt sich auch in der Europäischen Ethnologie (Pasternack 2005). Doch andererseits tritt mit Blick auf die Ereignisse und Wahrnehmungen, die hier dargestellt wurden, auch hervor, dass der Topos der „Verwestlichung“ zu kurz greift. Die gesellschaftliche Zäsur wird hier an ihrem Resultat gemessen und dabei der komplizierte Prozess ihrer Aushandlung außer Acht gelassen: die Brüchigkeit, die kollegialen Verwerfungen und daraus resultierenden moralischen Dilemmata, das Scheitern und der Erfolg von Ideen sowie die disziplinspezifischen Widersprüche, die

49 Interview, 7.7.2018.

sich daraus ergaben. Auf diese sich teilweise widerstrebenden Entwicklungsgänge in den fachlichen Umbrüchen, die der Mauerfall mit sich brachte, gilt es zukünftig noch stärker den Fokus zu lenken, sie zu thematisieren und auszuhalten, um so eine Verständigung voranzutreiben.

Ein Plädoyer für eine vergleichende ethnografisch-angelegte Wissenschaftsgeschichte

Ziel dieses Beitrags war zu verstehen, warum zu einer Gesprächsrunde eingeladene Protagonist*innen auch dreißig Jahre nach dem Mauerfall Mühe hatten, gemeinsam offenzulegen, wie sich das eigene Fach und allgemein die deutsch-deutsche Wissenschaftslandschaft aufgrund dieser historischen Zäsur neugestaltete. Über die biografischen Erinnerungen und Archivdokumente gelangt der Beitrag zu der Neuformierung der thematisch-analytischen Ausrichtung und Sozialität eines Faches, und wie hierum ost- wie westdeutsche Kolleg*innen rangen. Ich habe eine Reflexionsfläche konturiert, wie mit Umbruchsituationen im wissenschaftlichen Feld umgegangen wurde und welche Verflechtungen zwischen Gesellschaft und Wissenschaft dabei hervortreten und sich stabilisieren.⁵⁰

Es zeigt sich, dass mit Blick auf die Zäsur des Mauerfalls die wissenschaftshistorisch häufig konstatierte Dichotomie zwischen „Ost“ und „West“ analytisch der Komplexität von Handlungen, Ereignissen und kollegialen Brüchen und Verflechtungen kaum gerecht wird oder die damalige Situation verstehen lässt. Die dominante These von einer „Kolonialisierung“ und „Verwestlichung“ der ostdeutschen Wissenschaften mag sich makrostrukturell und statistisch als treffend erweisen. Doch die damit einhergehende Einschätzung einer simplen Reproduktion des bestehenden bundesrepublikanischen Kanons verkennt einmal mehr den Beitrag ostdeutscher Kolleg*innen zu den wissenschaftlichen Veränderungen nach 1989. Zudem werden generationale wie auch fächerkulturelle Unterschiede homogenisiert. Im Sinne eines Korrektivs universalisierender theoretischer wie historischer Annahmen schlage ich eine ethnografisch ausgerichtete und disziplinvergleichende Wissenschaftsgeschichte vor: eine Wissenschaftsgeschichte, die sich aus der Verflechtung von Gesellschafts-, Mikro- und Biografiegeschichte ergibt. Sie offeriert eine widerspruchsvolle und un-abgeschlossene Multiperspektivität. Dabei bringt sie eine Wissenschaftsgeschichte hervor, die Wissensbeständen und Sozialitäten verschiedener – auch in ihrer Mächtigkeit unterschiedlichen – Gruppen Legitimität und Bedeutsamkeit verschafft und so eine erkenntnisreiche wissenschaftliche Selbstreflexion ermöglicht.

Die Zeit ist aufseiten derart perspektivierter Forschungen: Die Sperrfristen auf personenbezogene Akten fallen. Wenden wir uns ihnen zu und riskieren wir es, nach

50 Um diese Reflexionsfläche für das Fach zu profilieren und zu differenzieren, wäre es für weitere Untersuchungen ertragreich, den Blick auf die folgenreiche Auflösung der Akademie der Wissenschaften und die Neuetablierung des ostdeutschen Standorts in Jena zu richten.

über 30 Jahren Mauerfall den deutsch-deutschen Verständigungsprozess im Feld der Wissenschaft weiter zu öffnen und gemeinschaftlich Narrative über das, was passiert ist, zu produzieren.

Literatur

- Bachmann, Götz. 2000. Der Belegschaftskultur-Ansatz und die Links-Volkskunde. Ein Blick zurück nach vorn. In *Arbeitskulturen im Umbruch. Zur Ethnographie von Arbeit und Organisation*, hrsg. von Irene Götz, und Andreas Wittel, 35–54. Münster: Waxmann.
- Bausinger, Hermann. 1965. Volksideologie und Volksforschung. Zur nationalsozialistischen Volkskunde. *Zeitschrift für Volkskunde* 61: 177–204.
- Bönisch-Brednich, Brigitte, Hrsg. 1991. *Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989*. Göttingen: Schmerser.
- Bourdieu, Pierre. 2018 [1992¹]. *Homo Academicus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Brinkel, Teresa. 2012. *Volkskundliche Wissensproduktion in der DDR. Zur Geschichte eines Faches und seiner Abwicklung*. Berlin und Zürich: LIT-Verlag.
- Bürkert, Karin. 2015. *Fastnacht erforschen: Zur Herstellung und Vermittlung von Kulturwissen (1961–1969)*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- Dietzsch, Ina. 2004. Volkskunde in Berlin oder Berliner Volkskunde? Überlegungen zu einer orts- und raumbezogenen Wissenschaftsgeschichte. In *Verräumlichung, Vergleich, Generationalität. Dimensionen der Wissenschaftsgeschichte*, hrsg. von Matthias Mideel, Frank Uetkötter, und Ulrike Thoms, 46–69. Leipzig: Akademische Verlagsanstalt.
- Dietzsch, Ina, Wolfgang Kaschuba, und Leonore Scholze-Irrlitz, Hrsg. 2009. *Horizonte ethnografischen Wissens*. Köln et al.: Böhlau Verlag.
- Dressel, Gert, und Nikola Langreiter. 2003. Wenn ‚wir selbst‘ zu unserem Forschungsfeld werden [30 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 4:/2, Art. 27. Zugriff 20.05.2020. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0302276>.
- Ege, Moritz, Irene Götz, und Johannes Moser, Hrsg. 2015. *Zur Situation der Volkskunde 1945–1970: Orientierungen einer Wissenschaft zur Zeit des Kalten Krieges*. Münster und New York, NY: Waxmann.
- Emmerich, Wolfgang. 1968. *Germanistische Volkstumsideologie. Genese und Kritik der Volksforschung im Dritten Reich*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- Fabian, Johannes. 2000. *Out of Our Minds: Reasons and Madness in the Exploration of Central Africa*. Berkeley, CA: University of California Press. <https://doi.org/10.1525/california/9780520221222.001.0001>
- Fenske, Michaela, 2006. Mikro, Makro, Agency – Historische Ethnografie als kulturanthropologische Praxis. *Zeitschrift für Volkskunde* 102/2: 151–177.
- Flierl, Thomas. 2006. „Innovation durch Integration“. In *WIP-Kolloquium. „Innovation durch Integration“* am 14.2.2006 im Senatssaal der HUB, Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, 2–4. Zugriff 8.3.2020. http://www.peer-pasternack.de/texte/Pasternack_Druckfassung.pdf

- Gerndt, Helge, Hrsg. 1987. *Volkskunde und Nationalsozialismus: Referate und Diskussionen einer Tagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, München, 23. bis 25. Oktober 1986*. München: Münchner Vereinigung für Volkskunde.
- Gröschner, Annett. 2009. „Der Osten in mir.“ *TAZ – Die Tagesszeitung*, 28.2. Zugriff 20.5.2020. <https://taz.de/!714824>.
- Herzfeld. Michael. 2001. Orientations. Anthropology as a Practice of Theory. In *Anthropology. Theoretical Practice in Culture and Society*, ed. by Michael Herzfeld, 5–19. Malden, MA, Oxford, Carlton: Blackwell.
- Imeri, Sabine. 2019. *Wissenschaft in Netzwerken. Volkskundliche Arbeit in Berlin um 1900*. Berlin: Panama-Verlag.
- Isaac, Rhys. 1980. Ethnographic Method in History: An Action Approach. *Historical Methods* 13: 43–61. <https://doi.org/10.1080/01615440.1980.9955246>
- Jacobeit, Sigrid und Wolfgang. 1985. *Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes. Bd.1: 1550–1810*. Leipzig: Urania-Verlag.
- Jacobeit, Sigrid und Wolfgang. 1987. *Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes. Bd.2: 1810–1900*. Leipzig: Urania-Verlag.
- Jacobeit, Wolfgang. 2000. *Von West nach Ost und zurück: Autobiographisches eines Grenzgänger zwischen Tradition und Novation*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Kaschuba, Wolfgang. 1993. „Neue Götzen, alte Rituale. Die Berliner Humboldt-Universität im Kulturkonflikt.“ *Süddeutsche Zeitung*, 20./21.3.
- Kaschuba, Wolfgang, Hrsg. 1995. *Kulturen, Identitäten, Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Kaschuba, Wolfgang, und Leonore Scholze-Irrlitz. 2012. Von der Ethnographie zur Europäischen Ethnologie. Volks- und Völkerkunde nach 1945 in der SBZ/DDR. In *Geschichte der Universität unter den Linden 1810–2010. Selbstbehauptung einer Vision*, hrsg. von Heinz-Elmar Tenorth in Zusammenarbeit mit Volker Hess, und Dieter Hoffmann, 423–438. Berlin: Akademie-Verlag.
- Keller-Drescher, Lioba. 2007. Die Frage der Gegenwart und das Material der Vergangenheit – Zur (Re)-Konstruktion von Wissensordnungen. In *Historizität. Vom Umgang mit Geschichte*, hrsg. von Andreas Hartmann, Silke Meyer, und Ruth-E. Mohrmann, 57–68. Münster: Waxmann.
- Keller-Drescher, Lioba. 2017. *Vom Wissen zur Wissenschaft: Ressourcen und Strategien regionaler Ethnografie (1820–1950)*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Klemperer, Victor. 1946. *LTI. Notizbuch eines Philologen*. Leipzig: Reclam.
- Knorr-Cetina, Karin et al., eds. 1980. *The Social Process of Scientific Investigation*. Dordrecht: Reidel.
- Kocka, Jürgen, und Renate Mayntz, Hrsg. 1998. *Wissenschaft und Wiedervereinigung. Disziplinen im Umbruch. Forschungsberichte der Interdisziplinären Arbeitsgruppen der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 6*. Berlin: Akademie Verlag.
- Koffer, Blanka. 2008. Zwischen politischem Anspruch und Fachtradition. Schlaglichter auf die akademische Volkskunde in Dresden vor 1990. *Volkskunde in Sachsen* 20: 189–204.
- Kühn, Cornelia. 2007. „...eine neue, mit dem Volk verbundene Kultur entwickeln‘. Laienkunst als Ressource für die Etablierung der Volkskunde in der frühen DDR. In *Wissen-*

- schaft und Öffentlichkeit als Ressourcen füreinander, hrsg. von Sibylla Nikolow, und Arne Schirmmacher, 197–216. Frankfurt a.M. und New York: Campus.
- Kühn, Cornelia. 2015. *Die Kunst gehört dem Volke? Volkskunst in der frühen DDR zwischen politischer Lenkung und ästhetischer Praxis*. Münster: Lit-Verlag.
- Latour, Bruno, and Steve Woolgar. 1979. *Laboratory Life: The Social Construction of Scientific Facts*. Beverly Hills: Sage Publication.
- Lentz, Carola, and Silja Thomas. 2015. Die Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde. Geschichte und aktuelle Herausforderungen. *Zeitschrift für Ethnologie* 140: 225–253.
- Lepenies, Wolf. 1981. Einleitung. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität der Soziologie. In *Geschichte der Soziologie. Bd.1*, hrsg. von Wolf Lepenies, I–XXXIV. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lindner, Rolf et al. 1997. „Wer in den Osten geht, geht in ein anderes Land“: Die Settlementbewegung in Berlin zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik. Berlin: Akademie-Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783050073415>
- Maase, Kaspar. 2001. Das Archiv als Feld? Überlegungen zu einer historischen Ethnographie. In *Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse*, hrsg. von Katharina Eisch, und Marion Hamm, 255–271. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- Merton, Robert King. 1981. Zur Geschichte und Systematik der soziologischen Theorie. In *Geschichte der Soziologie. Bd.1*, hrsg. von Wolf Lepenies, 15–74. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Mohrmann, Ute. 1991. Statement einer (DDR-)Volkskundlerin aus der BRD. *Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur* 01/1991c: 18–23.
- Mohrmann, Ute. 2005. Volkskunde in the German Democratic Republic on the Eve of the Its Dissolution. In *Studying Peoples in the People's Democracies. Socialist Era Anthropology in East-Central Europe*, ed. by Chris Hann, Mihály Sárkány, and Peter Skalník, 195–210. Münster: Lit-Verlag.
- Mohrmann, Ute. 2018. *Ethnographie in der DDR. Rückblicke auf die Fachgeschichte*. Berlin: Panama-Verlag.
- Nathan, Rebekah. 2005. *My Freshman Year: What a Professor Learned by Becoming a Student*. Ithaca: Cornell University Press.
- Pasternack, Peer. 1998. Demokratische Erneuerung und Kolonialisierung. Prüfung zweier Klischees. In *Ostprofile. Universitätsentwicklungen in den neuen Bundesländern*, hrsg. von Alfons Söllner, und Ralf Walkenhaus, 146–173. Opladen und Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. https://doi.org/10.1007/978-3-322-85116-1_9
- Pasternack, Peer. 1999. „Demokratische Erneuerung“. *Eine universitätsgeschichtliche Untersuchung des ostdeutschen Hochschulumbaus 1989–1995. Mit zwei Fallstudien: Universität Leipzig und Humboldt-Universität zu Berlin*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Pasternack, Peer. 2005. Wissenschaftspersonal als Transformationsproblem. Resümee eines unverdauten Vorgangs. In *Evaluationskultur als Streitkultur*, hrsg. von Petra Boden, und Frank-Rutger Hausmann, 494–509. Bielefeld: Aisthesis Verlag.
- Pasternack, Peer. 2006. Das WIP als Geschichte einer Problemverschiebung. In *WIP-Kolloquium. „Innovation durch Integration“ am 14.2.2006 im Senatsaal der HUB, Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft*, 23–26. Zugriff 8.3.2020. http://www.peer-pasternack.de/texte/Pasternack_Druckfassung.pdf

- Pasternack, Peer. 2016. *Die DDR-Gesellschaftswissenschaften post mortem: Ein Vierteljahrhundert Nachleben (1990–2015). Zwischenfazit und bibliografische Dokumentation unter Mitarbeit von Daniel Hechler*. Berlin: Berliner Wissenschaftsverlag.
- Ritter, Gerhard. 1993. Der Neuaufbau der Geschichtswissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin – ein Erfahrungsbericht. *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 44: 226–238.
- Scholze-Irrlitz, Leonore, und Thomas Scholze. 1990. Vom wissenschaftlichen Alltag des Wolfgang Jacobeit. Ein Gespräch nach der ‚Wende‘ (September 1990). *Info-Blatt 1. Gesellschaft für Ethnographie*: 11–44.
- Steinitz, Wolfgang. 1953. *Die volkskundliche Arbeit in der Deutschen Demokratischen Republik, Reihe: Kleine Beiträge zur Volkskunsthforschung*, hrsg. v. Zentralhaus für Volkskunst in Leipzig, Heft 1, Leipzig: VEB Friedrich Hofmeister.
- Stevens, Mitchell L. 2007. *Creating a Class: College Admissions and the Education of Elites*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Tuchman, Gaye. 2009. *Wannabe U: Inside the Corporate University*. Chicago: The University of Chicago Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226815282.001.0001>
- Warneken, Bernd Jürgen. 2018. Wandel durch Annäherung. In ders.: *Mein 68 begann 65. Eine Tübinger Retrospektive*, 165–170. Tübingen: Klöpfer & Meyer.
- Wietschorke, Jens. 2010. Historische Ethnografie. Möglichkeiten und Grenzen eines Konzepts. *Zeitschrift für Volkskunde* 106/2: 97–124.
- Wietschorke, Jens. 2013. *Arbeiterfreunde: Soziale Mission im dunklen Berlin 1911–1933*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Wissenschaftsrat. 1990. *Perspektiven für Wissenschaft und Forschung auf dem Weg zur deutschen Einheit. Zwölf Empfehlungen*. Köln 1990.